KURT EGGERS

Der Krieg des Kriegers

Gedanken im Felde

DIE JUNGE OSTMARKREIHE

Kurt Eggers

Der Krieg des Kriegers

Gedanken im Felde

Wien 1942
Deutscher Verlag für Jugend und Volk Gesellschaft m. b. H.

Verlags-Nr. 1224

Umschlag von Oswald Weise, Leipzig
Druck von Gottlieb Gistel & Cie., Wien, III., Münzgasse 6

Aufbruch

Uns trennen viel Erden und Himmel
vom Gestern.
Wo wir marschieren, ist Einsamkeit,
und wo wir suchen, ist Dunkelheit
vorm Neuland.

Unsre Füße sind wund und müde
und sehr schwer.
Unsre Augen brennen in der Nacht.
Wie Fackeln flammen sie uns zur Schlacht
und leuchten.

Keiner weiß, wann seine Stunde kommt
am Morgen.
Das Schwert kennt das wehe Lied vom Tod.
Bald ist die Klinge vom Blute rot
im Kampfe.

Wir müssen wandern für Deutschlands Raum
und Freiheit.
In der Weite brennt ein Feuerbrand,
er ruft uns zum Kampf für Raum und Land
für Deutschland.

Unser Glaube

Die entscheidenden Ereignisse der letzten Jahre haben auch dem Ahnungslosesten das Verständnis dafür aufkommen lassen, daß Europa und darüber hinaus die ganze Welt sich an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt befindet.

Der Aufstieg des nationalsozialistischen Deutschlands zur Entfaltung eigener Macht und eigensten Wesens sollte durch die Armeen des absterbenden christlich-internationalen Jahrtausends verhindert und das deutsche Volk endgültig vernichtet werden.

Die unerhörte Kühnheit und die instinktsichere, rasche Entschlußkraft des Führers haben den Plan der alten Mächte vereitelt und in einem beispiellosen Sieg den revolutionären Freiheitsideen des Nationalsozialismus den Weg in die Zukunft freigemacht.

Wir stehen am Anbeginn der größten Epoche deutscher Geschichte! Das germanische Reich deutscher Nation, von dem der Führer sprach, wird eine Gestalt annehmen, von der sich unsere Väter noch nichts träumen ließen.

Für jeden bewußten Deutschen ist es die höchste Ehre und die größte Pflicht, mit allen Kräften des Herzens, des Geistes und der Hände an der Verwirklichung der Ideen des Führers mitzuarbeiten.

Das Reich dieser Welt, Deutschland, ist unsere Heimat! Der eigentliche Kampf um die Reinerhaltung unserer Ideen ist unsere seelische Bewährung.

Wir wollen in keinen Himmel, der nicht Deutschland ist, wir brauchen keinen Erlöser, der nicht Deutscher ist! Das, was wir brauchen, ist die Erkenntnis unseres Herzens, unseres Wesens, und die Verteidigung unseres deutschen Bewußtseins, damit immer stärker die Begriffe Pflicht und Ehre ineinander wachsen.

Vom Reich

Solange es überhaupt ein deutsches Denken, ein deutsches Bewußtsein, eine deutsche Schau gibt, solange gibt es auch ein Verlangen nach dem Reich als Wirklichkeit, als Lebensäußerung der deutschen Rasse.

Es waren wohl die Einsamsten, die Gefährdetsten, die Verketzertsten unserer Rasse, aber es waren auch die Deutschesten, die Paradies und Himmel verachteten, um dem Kampf für das Reich dieser Welt – für die Nation der deutschen Heimat – zu leben und – zu sterben.

Diesen Wenigen, den Erlesenen, den Erhabenen danken wir es, daß die Sehnsucht selbst in Zeiten trübster Hoffnungslosigkeit und leidvollster Aussichtslosigkeit lebendig blieb als ein Funken der Freiheit, der gerade dann zu leuchten begann, wenn die Nacht ihre Schatten auf die Seelen senkte.

Der Funken vermochte noch immer, den Suchenden das Ziel zu weisen.

Die Fackelträger der deutschen Idee waren ohne Ausnahme Künder, Forderer und Kämpfer des Reiches.

Denn es gibt eben keine deutsche Idee, die nicht als Wirklichkeit das Reich heraufzuführen angestrebt hätte.

Es mag wohl Zeiten gegeben haben, in denen deutsche Menschen vom Reiche nur zu träumen wagten, ja, vielleicht nur in diesem Traume und aus ihm ein geheimes Leben zu leben vermochten.

Aber schon dort, wo das Denken an das Reich als tiefer Mythos in den Herzen der Bewußten verborgen war, wurde der Traum durch die seelische Bereitschaft überhöht.

Wenn der Reichsgedanke aus der Vorstellungswelt deutscher Menschen zu weichen drohte, begann eine Schreckenszeit geistiger und seelischer Verwirrung, eine Zeit des Chaos, der Richtungslosigkeit.

Der Instinkt, der Kompaß der Seele, die mahnende und warnende Stimme des Blutes, schien dann verloren gegangen zu sein.

Die Forderung nach der Verwirklichung des Reiches spornte die Kräfte ganzer Generationen zu unerhörten Leistungen auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft an.

Was wäre unser seelisches und rassisches Empfinden, was wäre das ganze Gut unserer Erbmasse ohne den Reichsgedanken?

Er allein ist der Garant der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit unseres Blutes.

Die totale nationalsozialistische Revolution hat uns erkennen gelehrt, daß es überhaupt keine deutsche Wirklichkeit ohne das Reich geben kann. Dieser Wirklichkeit in kriegerischer Bereitschaft leben und dienen zu können, ist der größte Stolz und das tiefste Selbstbewußtsein unserer soldatischen Generation.

Und wir deutschen Soldaten wissen, daß erst der Gedanke an das Reich – an das Gestern, das Heute und das Morgen unserer Generation – den Todeswaffen, die wir führen, den einzigen Segen, den wir als wirksam erkannt haben zu geben vermag: den Segen der freiwilligen Bindung an die große Pflicht, die Deutschland heißt!

Wir haben den Führer gehört!

Der Funkwagen ist bis hinauf zu uns in den Wald gefahren.

Eine Stunde vorher schon – kaum, daß wir die Nachricht, der Führer würde sprechen, erhalten hatten – haben wir uns rasiert (man kann in Ermangelung von Wasser sehr gut Kaffee nehmen) und die Uniform gesäubert.

Wir haben nun auch mit England und Frankreich Krieg!

Es wird ein harter Kampf werden und wir geben uns keineswegs einem billigen Optimismus hin.

Aber der Glaube an die Genialität des Führers ist unerschütterlich. Wir werden siegen.

Unsere Feinde haben keinen Führer und darum auch keinen politischen Glauben.

Wir können es uns nicht vorstellen, daß die da drüben, unsere Feinde, überhaupt wissen, wofür sie kämpfen.

Darum sind sie Soldaten ohne Leidenschaft.

Wir werden – eben weil uns der Führer den Stil eines politischen Daseins gelehrt hat – ausdauernder, fanatischer, rücksichtsloser kämpfen als unsere Gegner.

Wir haben einen großen Einsatz getan: Entweder wird uns Europa gehören – das gereinigte, in sich gehärtete, germanisch geprägte Europa – oder wir werden von der Bühne der Weltgeschichte abtreten, wie es die Feinde der deutschen Freiheit hoffen.

Daß uns die Zukunft gehört, ist uns Gewißheit.

Gewißheit, die wir unserem Führer danken.

In solcher Gewißheit zu kämpfen, ist für uns Soldaten von 1939 das höchste, männlichste, kriegerischste Glück, um das uns unsere Söhne und Enkel einmal beneiden werden!

Welch Unterschied zu 1914!

Der Deutsche

Wer mag die Liebe
Des Deutschen
Erahnen?
Er stiege hinab
Zu den greisen Müttern
Der Erde
Und frage sie
Nach dem Warum
Ihrer Güte!

Wer mag die Sehnsucht
Des Deutschen
Erkennen?
Er blicke hinab
In den pulsenden Urgrund
Der Quellen,
Die das ewige Leben auf Erden
Nähren, erhalten
Und steigern!

Wer mag das Wesen
Des Deutschen
Ergründen?
Er schöpfe das Meer aus
Und messe des Himmels
Gewaltigen Bogen!

»Der Soldat allein ist der freie Mann«

Die freie Willensentscheidung zu Tat und Pflicht über-windet die Ängste des Lebens

Es war in den letzten Tagen des August im Jahre 1939 ... Diese Tage waren heiß genug, daß sie auch noch den Nächten Wärme zu spenden vermochten. Und wir Soldaten, die wir in den weiten Wäldern an der Grenze des Reiches lagen und auf die erlösende Stunde des Einsatzes warteten, waren dankbar, die sternklaren Nächte erleben zu dürfen wie ein ganz seltenes Geschenk des Schicksals.

Die wenigen von uns, die im letzten Augenblick von den Schreibtischen fort und aus den Betrieben heraus ins Feld gezogen waren, gewannen in diesen Nächten den Zugang zu dem engen und streng gehüteten Bezirk der Kameradschaft der Jungen.

In den niedrigen Viererzelten, die wir im Dickicht – mit Moos und Zweigen sorgfältig getarnt – errichtet hatten, brannte der Kerzenstumpf, bei dessen gelbem Licht der eine und der andere Kamerad noch einen Brief schrieb an die Liebste, an die Mutter, an den Freund, an den Menschen eben, der ihm der Inbegriff der Heimat war, mit dem er noch einmal vor der Entscheidung Zwiesprache halten wolle.

Zumeist aber saßen wir vor den Zelten, den Rücken an die Stämme der Bäume gelehnt und den Blick zu den Sternen erhoben, um unsere Gedanken in das Gestern der Heimat und das Morgen des Kampfes zu

schicken. Wir waren Männer der härtesten Wirklichkeit, der Wirklichkeit des Krieges, Männer, die es verabscheuten, im Gespräch ihre Gefühle zu offenbaren und es vorzogen, mit einem derben Scherzwort jede Rührung, vor allem aber die Rührseligkeit zu vertreiben.

Nur wenn wir, begleitet von den Klängen einer Mundharmonika, verhalten unsere Lieder sangen, die einfachen, unpatriotischen, phrasenlosen Gesänge der Soldaten, zog wohl eine stille Sehnsucht oder eine leise Wehmut in unser Herz. Die Sehnsucht nach Kampf und Bewährung und die Wehmut der Trennung oder gar der Ahnung. Und dann fand der eine oder der andere Worte, denen wir lauschten oder die wir aufnahmen, um sie durch unsere eigenen Gedanken gewichtiger und verbindlicher zu machen.

In einer dieser Stunden nun geschah es, daß der Mundharmonikaspieler – nachdem er uns schon zu manchem Liede begleitet hatte – die Melodie des unsterblichen Gesanges Schillers begann: »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.«

Wir sangen die Strophen dieses Liedes und schwiegen dann, um unseren Gedanken nachzugehen.

In die Stille hinein klang plötzlich ein leises Lachen, das uns ärgerlich aufschrecken ließ.

Ein junger Kamerad, der bisher an einen Baum gelehnt stand, straffte sich mit einem Ruck und ging einige Schritte umher. Dann lachte er noch einmal und schüttelte den Kopf: »Der Soldat allein ist der freie Mann? Ich denke noch an die Zeit, in der es hieß: an

die Mauer, marsch, marsch! Und daran, daß wir uns auf Kommando hinlegten, robbten oder allerlei putzige Befehle ausführten. Was hat wohl der Drill mit Freiheit zu tun?«

Einen Augenblick lang lachten wir alle, denn es gibt keinen Soldaten, dem der Drill nicht irgendwann einmal ein Ärgernis geworden wäre. Doch dann wurden wir wieder ernst.

Hatte Schiller nicht unter einem völlig geistlosen Zwang gelitten, der ihm – einem der revolutionärsten deutschen Dichter – unwürdig und unerträglich erschien, so daß er ihn als mit einer soldatischen Ehre nicht mehr vereinbar ansah? War Schiller nicht sogar aus der erdrückenden Enge, aus der Umklammerung der Sturheit geflohen?

Und gerade dieser revolutionäre Schiller wollte allein im Soldaten den freien Mann erblicken?

War das nicht ein schreiender Widerspruch, ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen Idee und Wirklichkeit?

Die Antwort auf unsere Fragen fanden wir bei Schiller selbst.

»Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.«

Die Freiheit des Soldaten beginnt also erst dann Wirklichkeit zu werden, wenn er sich im Erlebnis des Kampfes zu jener Größe des Willens zu erheben vermag, da dem Tode durch den Mut des Herzens der Stachel des Grauens genommen wird.

Die Freiheit des Soldaten hat demnach ihr Reich in der Erhabenheit seiner durch keinen Schrecken zu trübenden Seele.

Wo er sich über den Abgrund des Grauens zu schwingen vermag, wo er sich über alle kleinlichen Bedenken der feigen Lebenserhaltung zu Tat und Pflicht entscheidet, löst sich der Soldat aus den Niederungen des alltäglichen, an den Vorteil verhafteten bürgerlichen Versorgungsdenkens und tritt ein in das Reich der furchtgelösten Freiheit, da allein die großen und befreienden Taten geboren werden. So empfand Schiller, und so empfanden auch wir!

»Des Lebens Ängste, er wirft sie weg!«

Und mit den Ängsten wirft der Soldat auch alles weg, was der bürgerliche Mensch, der Geborgene, an Vorbehalten im Himmel und auf Erden sich zurückgelegt hat, und was er seine private Sphäre nennt!

Der vorbehaltlose Täter, der Mann der letzten Entscheidung, erhebt sich dort, wo der Bürger vor der grauenerfüllten Wirklichkeit des Todes zusammenbricht. Über die Trümmer jener bürgerlichen Welt aber schreitet als Sieger über die Ängste der Soldat.

Unser Herz wurde weit und dankbar über diesen Gedanken.

Wir waren angetreten zur letzten Entscheidung.

Wir fühlten uns als die Vollstrecker des kriegerischen Willens unserer Nation, die einst in den Jahren der Schmach durch die feigen und feilen Kreaturen

der Ängste dieses Lebens an den Rand der Verzweiflung gebracht worden war.

Wir wußten, daß wir Gefolgsmänner des Führers waren, der selbst als deutscher Soldat dachte und handelte.

Wir waren Nationalsozialisten, deren Weltanschauung auf den Schlachtfeldern des großen Krieges geboren war, als das Grauen die Menschen zur Entscheidung zwang, ob sie Sklaven der Furcht und damit des Zufalls oder ob sie Freie sein wollten, die als größtes Heiligtum dieser Welt die Pflicht erkannten.

Das Reich des Führers war geschaffen worden aus jenem so oft berufenen und so häufig falsch verstandenen Frontgeist, der doch nichts anderes ist als die letzte Erkenntnis, daß der in den Herzen der Tapferen glühende, leidenschaftliche Wille zur befreienden Tat durch die opferbereite Pflichterfüllung politische Wirklichkeit zu werden vermag.

Jenseits von Traum und Stimmung war diese Wirklichkeit unsere deutsche Weltanschauung geworden.

Nun lagen wir in den Wäldern und warteten auf den Befehl, um zu beweisen, daß unsere Idee, die Idee des wachen und wissenden Soldatentums, stärker sein mußte als jenes leere Geschwätz des müden und alten Europa.

»Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.«

Wir wollten ein neues Leben gewinnen, ein Leben in einem größeren, in einem soldatischen Deutschland,

in einem Deutschland, das des höchsten Opfers wert war.

Wir wußten nicht, was der nächste Tag uns bringen würde. Wir ahnten nur, daß schwere Prüfungen und harte Erprobungen unser warteten.

Und wir hofften, im Augenblick der Entscheidung stark genug zu sein, vor dem unbestechlichen Gericht der Geschichte bestehen zu können.

Lange saßen wir schweigend nach diesem Gespräch und unsere Gedanken stiegen zu den Sternen empor, die schon über den Gedanken und Kämpfen, den Sehnsüchten und Taten unserer Väter und Vorväter in erhabener Unnahbarkeit geleuchtet hatten.

Als dann endlich der Mundharmonikaspieler das Lied wieder aufnahm, sangen wir es voller Andacht:

»Wohlauf Kameraden . . .«

Kamerad!

Kamerad!
Nun sind wir wieder
Eine graue Front geworden!
Du im Süden, ich im Norden!
Und die alten, wilden Lieder,
Die im Kampf die Väter sangen,
Die den Todesweg gegangen,
Sind auch unsres Herzens Sprache.

Kamerad!
Die große Sache
Ist das leuchtende Fanal:
Deutschland! Freiheit! Ewigkeit!
Und das Reich von dieser Welt!

Kamerad!
Wer von uns fällt
In dem großen, grausen Morden,
Du im Süden, ich im Norden,
Wird ein Teil der Ewigkeit,
Die da leuchtet, fordert, zwingt,
Daß der Enkel einmal singt,
So wie wir, die ausgezogen
Und im Kampf ihr Herz gewogen.
Deutschland! Freiheit! Ewigkeit!
Und das Reich von dieser Welt!

Die Schule der Bewährung

Wir haben es alle wieder erlebt, wir, die in diesen Krieg gezogen sind, daß den Soldaten nun einmal nicht eine ununterbrochene Kette siegreicher Schlachten erwartet, und daß der Kampf nicht nur aus jauchzenden Sturmangriffen besteht. Ja, daß der Krieg letztlich den Soldaten auch nicht unbedingt mit Lorbeer schmücken muß, und daß er nur in sehr seltenen Fällen ein vom Beifall der Menge umrauschtes, strahlendes Heldentum kennt.

Als wir Ende August 1939 in den Ausgangsstellungen lagen, kreisten unsere Gedanken immer wieder um die kommenden Kämpfe. Würden es Materialschlachten werden wie damals im Weltkrieg? Würden wir nun bald in Trichterfeldern, in Schützengräben, in Stollen liegen?

Die ersten erregenden Wochen waren wie im Fluge vergangen.

Wir wußten nun, wie die Kugeln pfeifen, wie die Granaten krachen, wir wußten auch, wie Soldaten sterben.

Aber der Krieg sah anders aus, als wir ihn aus den Schilderungen derer, die von 1914 bis 1918 gekämpft hatten, kannten.

Dieser Krieg, unser Krieg, war ein hartes, schnelles Zuschlagen, war ein alle Widerstände überrennendes Stürmen und war dann ein fast endlos erscheinendes Warten.

Dieses Warten aber wurde unsere Schule der Bewährung. In den langen Monaten lernten wir, was es heißt, einen entscheidenden Schlag vorzubereiten: der Willen wurde für den härtesten Einsatz geschult und geballt.

Die letzte Vollkommenheit in der Beherrschung der Waffe wurde erreicht. Die Spannung stieg von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat.

Wir warteten auf den Angriffsbefehl als auf das erlösende Wort.

In jener Zeit wurden wir hart. Wir gewannen die Erkenntnis, daß wir das entscheidende Instrument in der Hand des Führers waren. Daß wir eine revolutionäre Aufgabe zu erfüllen hatten, daß wir nationalsozialistische Soldaten, Vollstrecker des politischen Auftrags der Nation, des Auftrags, den allein der Führer geben konnte, sein durften.

Die Monate des Wartens dienten der letzten, der totalen Mobilmachung.

Ungezählte Stunden saßen wir im Kameradenkreise über Landkarten und Bücher gebeugt und sprachen vom Reich.

Wir erkannten den großen Unterschied von 1914 und 1940. Hier erwuchs eine Kameradschaft, die eine Gemeinschaft der Willensträger dieses revolutionären Krieges war.

Der beste Soldat schien uns der zu sein, der den leidenschaftlichsten Willen und die klarste Erkenntnis in die kommenden Schlachten tragen konnte.

Das Kriegserlebnis wurde aus der Ebene des kämpferischen Zustandes in die Sphäre der Idee verlagert.

Die Wirklichkeit des totalen Krieges hatte uns aufgenommen und uns Soldaten zu Kriegern gewandelt.

Der 10. Mai brachte die elementare Äußerung dieser Wandlung: dort, wo der von der Idee erfüllte Krieger antrat zum Sturme, zerbrachen die Mauern von Beton und Eisen. Die Kraft des Geistes siegte!

Aus diesem Ringen tragen wir Soldaten die Erkenntnis in die Zukunft, daß das Reich der Deutschen ein Reich des totalen Willens sein wird. Auch im Frieden werden wir Soldaten bleiben, die auf den Befehl zum schöpferischen und gestaltenden Einsatz warten.

Vom Warten

Wir Soldaten haben die härteste Disziplin erlernt: das Warten!

Anfangs war es nur ein Warten von Tag zu Tag, dann wurde es ein Warten von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Ein Warten, das alle Kräfte des Körpers und der Seele spannt. Fast bis zur Grenze des Erträglichen!

Der moralische Wert eines Heeres erweist sich an der Dauer, mit der es solche Spannungen erträgt.

Die seelische Größe des Soldaten erweist sich darin, daß er nicht nur seine Waffe, mehr noch, daß er seine Seele blank erhält.

Jede Gleichgültigkeit endet in der Vernachlässigung. Jede Vernachlässigung führt die Gefahr des Verfalls herauf.

Der Führer schenkte seinen Soldaten ein unerhörtes Vertrauen, als er sie in weit größere Gefahr als die der Schlacht schickte: in die Gefahr des Wartens.

Er wußte, welcher seelischen Größe, welcher Kraft der Selbstüberwindung der deutsche Soldat fähig ist.

Es heißt, daß dieser Krieg ein Nervenkrieg sei. Ausschlaggebend aber ist die seelische Substanz. Sie zu pflegen, bedarf es ständiger Mobilisation, steter Bereitschaft, immerwährenden »Auf-dem-Sprunge-liegens«.

Die alten Griechen nannten das Schicksal den »Kairos«, den »rechten Augenblick«. Wer ihn erfaßt und ihn zu gestalten weiß, vermag tatsächlich das Schicksal zur Geschichte zu formen.

Diese »Schicksals-Strategie« verleiht dem Kriege unserer Zeit seine eigentlichen und wesentlichen Gesichtszüge.

Wir Soldaten haben warten gelernt, um im »rechten Augenblick« in der Hand des Führers die entscheidende Waffe zu sein.

Je klarer die Erkenntnis, je härter der Willen, je stärker die Disziplin, um so gewaltiger wird der Erfolg, um so überwältigender wird der Sieg sein!

Vom Schicksal der Soldaten

Es war eine jener Nächte dieses unvergeßlichen Winters; der grimmige Frost ließ den Schritt im Schnee metallisch klirren und das Eisen unserer Panzer so kalt werden, daß die Hand bei der Berührung der Griffe zusammenzuckte, als hätte sie an glühenden Stahl gefaßt.

Der Himmel war schon fahl geworden und die Sterne hatten ihren Glanz verloren, als wir, von der Runde kommend, das Wachlokal betraten.

Der kleine Ofen knisterte noch, und wir warfen reichlich Kohlen nach, ehe wir uns auf die kleinen Schemel setzten, um dankbar den dampfenden Tee zu trinken, den uns die Kameraden reichten.

Wir mochten uns nicht niederlegen. So brannten wir uns die Zigarre an und begannen zu erzählen.

Es war nun schon ein halbes Jahr her, daß wir an einem frühen Morgen aufgesessen waren und die Motore angeworfen hatten, um in Feindesland zu fahren.

Ein halbes Jahr erst?

Die Fülle der Erlebnisse war so groß, daß wir meinten, unser ganzes Leben lang nichts anderes getan zu haben, als zu kämpfen! Und so mancher von uns war vorher in Spanien gewesen, hatte in einem fremden Lande unter einem andern Himmel, unter der Fahne eines anderen Volkes für die Idee der Neuordnung Europas gefochten. Namen fielen von Ländern und Staaten, von Völkern und Städten. Madrid und Wien,

Prag und Warschau. Und um jeden Namen wand sich ein Kranz von Erinnerungen an eigenartige und unvergeßliche Erlebnisse.

Zuweilen wurde unsere Stimme leiser, wenn wir von diesem oder jenem Kameraden sprachen, den jetzt irgendwo da draußen die Erde deckt.

Soldatenschicksal!

Das Wort stand plötzlich über uns wie eine Frage, die Antwort heischt.

Was ist das Schicksal des Soldaten?

Ist es nur das Warten auf den Befehl, dessen Ausführung beides zur Folge haben kann, Ruhm oder Tod? Ist es nur das gehorsame Ringen mit der unbekannten und ungewissen Macht des Schicksals, das den einen unversehrt durch tausend Abenteuer fahren und den andern zerreißen läßt, ehe er beim ersten Angriff den ersten Schuß auf den Feind abgeben kann?

Was ist das Schicksal des Soldaten?

Der Soldat, der Kameraden fallen sah, der oft genug ein banges Ahnen der Todesnähe in seinem Herzen spürte, sieht im Schicksal nicht jene dunkle zerstörerische Macht, vor der die Abergläubischen bangen, die die Toren zu entschleiern trachten und der die Dummen durch Orakel ausweichen wollen.

Dem ernst und hart gewordenen Soldaten offenbart sich das Schicksal als gigantischer Zweikampf, den Leben und Tod miteinander führen. Als Zweikampf, den es – wie auch immer der Ausgang sei – ehrenvoll und tapfer zu bestehen gilt.

Der Mensch der Geborgenheit wähnt sich durch schlaue Berechnung aller Möglichkeiten gesichert. Er wendet Mühe, Angst und Sorge auf, um inmitten der Widrigkeiten »versorgt« zu sein. Der Soldat weiß, daß es kein Ausweichen vor dem Zweikampf gibt. Der Versuch wäre nicht nur feige, er wäre auch nutzlos und töricht. Darum packt er zu und zwingt den Augenblick durch die Tat.

Das Gerüstetsein verleiht ihm das wahre Gefühl der Sicherheit der Überlegenheit.

Sein Schicksal heißt nicht Tod! Das wäre ein grauenvolles, lähmendes Denken! Sein Schicksal heißt Kampf! Das aber heißt gesteigertes Leben! Das heißt Wachsein! Das heißt Klugsein! Das heißt aber auch den hohen Preis des Lebens sinnvoll einsetzen!

Schicksal?

Der Soldat kämpft in dem Bewußtsein einer Pflicht, die ihn weit über das enge Denken und das ängstliche Rechnen der Geborgenen hinausträgt. Er weiß sich als Vollstrecker einer Idee, für die zu kämpfen stolzes Glück bedeutet. –

Wir sprachen davon, wie uns der Krieg von 1939 immer mehr in seinen Bann gezogen hat.

Waren wir nicht – trotz Kälte, trotz zuweilen müdemachenden Wartens – mit Freude Soldaten?

So mancher von uns denkt in stillen Stunden an seine Frau, an seine Kinder, an die kaum vorstellbaren Freuden eines kommenden Friedens. Und zu gern läßt der Soldat seine Sehnsucht kreisen um Pläne der Arbeit des Schaffens, Hoffens und Gestaltens.

Und doch kehrten die Gedanken sehr bald zurück zum Krieg, zu seiner Pflicht und damit zu seinem Schicksal.

Schicksal?

Und haben uns die Vorwehen dieses Krieges auch selbst in ferne Länder getrieben und zu fremden Menschen geführt, wir haben immer geahnt und gewußt, daß wir die Träger des Willens unseres Volkes sind. Des Willens zur Freiheit! Freiheit aber ohne gerechte Ordnung und Ordnung ohne Bindung an die Pflicht gibt es nicht. Wer also für die Freiheit zu kämpfen vorgibt, muß auch ein Kämpfer für die wahre Ordnung – für die gerechte Ordnung der Werte – sein, soll nicht sein Freiheitsgefühl verlogene Phrase sein.

Weil wir Soldaten uns dieser Freiheitsidee verschworen haben, offenbarte uns der Krieg sein Gesetz, das wir aus vollem Herzen zu erfüllen trachten.

Die Liebe zur Pflicht läßt uns den Krieg nicht nur »ertragen«, sie macht ihn uns vielmehr mit allen seinen bitteren Möglichkeiten zu einem ehrenden Dienst. –

Wir dachten an die Stunde des Ausmarsches. Keiner von uns mochte patriotische Redensarten hören, und jeder von uns schüttelte sich vor Ekel, wenn er Lobhudeleien der Geborgenen lesen mußte.

Wir wollen gar nicht »geehrt« werden. Wir selber sind ja Träger der Ehre!

Damals empfanden wir schon, daß wir in einen Krieg zogen, der die Entscheidungsschlacht ganzer Welten bringen würde. Dieser Krieg – auch das ist ein Teil des »Schicksalsglaubens«, wie wir ihn verstehen –

ist ein Meilenstein der großen Revolution unseres Volkes, das einmal aufgestanden ist, um zu sich selbst zu finden! Darum haben wir uns mit allen Fasern unseres Herzens diesem Kriege verschrieben. –

Schicksal?

Dieser Krieg soll Großdeutschland, das wir in unserer Sehnsucht gesucht haben, solange wir unserer Seele bewußt wurden, zur Heimat unseres Volkes wachsen lassen.

Diese Idee, die in einer kriegerischen Wirklichkeit Gestalt annahm, ist unser Schicksal geworden.

Um dieser Pflicht gerecht zu werden, sind wir aufgesessen. Und wir werden nicht eher absitzen, als wir die Ausführung des ehernen Befehls melden können.

Wir?

Das sind nicht du und ich. Uns mag dann wohl auch die fremde Erde decken.

Wir, das sind die immer wieder aus dem großen Strome des Volkes aufsteigenden Soldaten, die das gleiche Blut, die gleiche Sehnsucht, den gleichen Willen tragen wie du und ich! Die Brüder und Kameraden vom gleichen »Schicksal«.

Wir hatten nicht bemerkt, daß die frühe Sonne ihr helles Rot auf den funkelnden und gleißenden Schnee geworfen hatte.

Zwischen den Schlachten

Die Erschütterungen des Krieges lösen Werte im Menschen aus, die in ruhigen Zeiten niemals an die Oberfläche des Bewußtseins gekommen wären.

Die Sinne des soldatischen Menschen werden geschärft, sein Urteil wird sicherer, sein Geschmack unbestechlicher. Der Mensch des Krieges ist rascher in seinen Entschlüssen, radikaler in seinen Entscheidungen.

So kommt es, daß große Kriege nicht nur politische Entscheidungen brachten, daß sie vielmehr häufig Anfang gewaltiger seelischer Wandlungen waren.

Der Krieg schließt Menschenherzen auf.

Die Redensart, daß er Gemüter verrohe, ist eine pazifistische Lüge!

Nicht nur, weil er genügend »Zeit« hat, liest der Soldat. Im Grunde hat er selbst in kampflosen Tagen keine Zeit. Wohl aber steigen Fragen in seiner Seele auf und fordern Antwort. Es sind ernste Fragen, heilige Fragen, die in der Todesnähe geboren werden, Fragen, die keinen religiösen Trost, sondern eine starke männliche Gewißheit zur Antwort haben wollen.

Der Krieg von 1939 ist total. Er ergreift das ganze Volk und den ganzen Menschen.

Er verlangt damit auch die totale Entscheidung.

Die Kunst wird durch die seelische Strukturwandlung des soldatischen Menschen entscheidend beeinflußt.

Das wird in der schöpferischen Kunst in den Jahren, die dem Kampf mit der Waffe folgen, unter Beweis gestellt. Aber auch das Aufnehmen der Kunst, die Auffassung von der Kunst, der Kunstsinn werden grundlegend neu beeindruckt. Was vor dem Kriege noch als »unterhaltsam« gelten mochte, kann im Kriege und noch mehr nach dem Kriege als unerträglich erscheinen.

Ein neuer Maßstab wird in der Unmittelbarkeit der letzten Gefahr gefunden: der Maßstab der Ehrlichkeit!

Dieser Maßstab ist radikal.

Der Frontsoldat kennt keine Lüge mehr, keine Rücksicht auf »Konvention«. Er haßt die Phrase und wittert mit seinem geschärften Instinkt alles Unechte, alles Kranke, alles, was nur Schein ist.

Der Soldat hat das Recht und die Freiheit, die Klärung zu verlangen. In diesem Sinne ist jeder bewußte Soldat ein Revolutionär!

»Gesellschaftsromane«, die in bürgerlichen Häusern einen bevorzugten Platz einnehmen mögen, werden vom Soldaten nicht beachtet. Er, der in Erschütterungen lebt, will nicht die Flucht in die Unwirklichkeit, sondern bejaht nur die Kunst, die selbst gesteigertes Leben ist! Noch klarer und bestimmter ist seine Stellung zum Theater. Ihn interessieren nicht die Belange und Probleme eines genießenden Spießbürgertums.

Das Fronttheater darf daher auch nicht etwa den Versuch machen wollen, beliebige »Theaterstücke«, die nur »Schau« sind, »vorzuführen«. Wohl aber will der Soldat wissen und erleben, »was die Welt bedeutet«!

Nicht der Spieler – und sei es der prominenteste – steht im Brennpunkt des Interesses des Soldaten, sondern die Verkündigung der erhebenden und fordernden Idee. Nur wenn der Künstler Künder einer lebensinnigen Idee ist, wird er dem Soldaten Kamerad. Ja, er wird ihm Weggefährte in die große und klare Welt der Freiheit, in der vor dem Wert der Persönlichkeit alle Scheinwerte verblassen!

Es gibt keine wirkliche Kriegsliteratur!

Denn das, was allgemein über den Krieg geschrieben und gelesen wird, ist Schlachtenschilderung.

Das eigentliche Erleben des Krieges ist aber nicht der Rausch und der Taumel – also die kurze Stunde des Angriffs – sondern die Überwindung, die in dem bewußten Aufgeben und Abstreifen alles Privaten und Nebensächlichen, nicht der Gesamtheit Gehörenden liegt.

Der Verzicht zeichnet die Züge des Frontkämpfers, nicht der Rausch. Auch nicht das Grauen.

Über den Vorgang aber, wie diese Züge sich einprägen, vermag kein Dichter zu schreiben.

So ist der Frontsoldat ein ausgesprochener Feind der von Heldenmut triefenden »Kriegsbücher«, die die irrige Meinung verbreiten, daß das Soldatenleben ein fortgesetztes aufregendes Abenteuer ist!

Zur Erringung des Sieges, zum Durchhalten ist weniger »Begeisterung« nötig als vielmehr der harte und einfache, keinen Stimmungsschwankungen mehr ausgesetzte soldatische Geist, der sich wohltuend darin äußert, daß er den Gebrauch patriotischer Phrasen verbietet.

Der einzige, private und persönliche Ausgleich, den der Soldat dankbar empfindet, ist der Feldpostbrief. Hier wird er mit seinem eigensten Namen angeredet, hier empfindet er Nöte und Freuden, von denen er weiß, daß sie ganz allein ihm vorbehalten sind. Darum will er auch nichts von »Aufmunterungen« lesen. Solche billigen Reden von Menschen, die ein festes Dach über dem Kopfe haben, ekeln ihn an. Vielmehr will er wissen, wie es im Dorf aussieht, wie es den Pferden und Kühen geht oder welche Arbeitskameraden aus der Stadt ins Feld gezogen sind. Ob sie leben, ob sie geschrieben haben. Was die Kinder treiben. Kurz, er und kein anderer will gefragt sein, er und kein anderer soll Antwort geben.

Das ist beileibe kein Rest von Individualismus, sondern vielmehr der Ausweis dafür, daß auch in der Uniform noch ein persönlich empfindender, persönlich verantwortlicher Mensch steckt, der sich von niemandem die Fragen und Sorgen des Herzens abnehmen lassen will.

»Kein schönrer Tod ist in der Welt ...«

»Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid, im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.«

Wenn wir Soldaten zurückdenken, an den Freund, an den Kameraden, den der Tod herausriß aus der Gemeinschaft der Kameraden, die sich im Laufe von vielen Wochen und Monaten – in der Kaserne erst noch zögernd, abwägend, abtastend, in der langen Zeit des Wartens schon aufgeschlossener und im Einsatz mitreißend, fordernd, verwegen lachend – gebildet hatte, dann ist es wie ein Hinüberwinken in jene kriegerische Wirklichkeit, die uns umfängt und nicht wieder losläßt, auch wenn die Tage des Kampfes vorüber sind.

In dieser kriegerischen Wirklichkeit sind die gefallenen Kameraden lebendig wie wir, die der Tod verschonte. Die Gemeinschaft ist wieder geschlossen, und wir erleben in ihr noch einmal die entscheidenden Stunden, da das Herz gewogen wurde und da der Willen das erste lähmende Grauen zu überwinden vermochte. Das Sterben ist nur ein Teil vom Kampfe. So kommt es, daß der tote Soldat unter seinen lebenden Kameraden nicht fremd wirkt, wie sonst ein Toter unter Lebenden. »Als wär's ein Stück von mir«, heißt es im Liede.

Der Soldat, der seinen Auftrag erfüllt und seinem Ziele, der Erfüllung, entgegengeht, weiß, daß dieses Ziel vom Tode umlauert ist. Er muß durch die Zone des Todes schreiten. Es gibt keinen Ausweg, keinen Umweg, keine Täuschung. Die Unerbittlichkeit dieser Wirklichkeit zwingt ihn, mit offenen Augen in die Gefahr zu gehen. Sein Weg wäre sinnlos, hieße nicht die Erfüllung seines Zieles: die Freiheit seines Volkes, die zugleich die Ehre seiner Truppe und seine eigene Ehre umschließt.

Er führt die Waffe, die dem Feinde die Vernichtung bringen soll und weiß, daß auch der Feind ihn zu vernichten trachtet: eine klare, männliche Entscheidung, du oder ich! Diese Entscheidung läßt keine wehleidigen Stimmungen aufkommen.

Jeder gefallene Kamerad lehrt uns, daß auch wir an seiner Stelle ruhen könnten. Die Gewißheit der Nähe des Todes raubt ihm den Schrecken des Unerwartetseins, der Plötzlichkeit. Trotzdem aber wird uns der Tod nicht zum Freunde.

Spricht der Soldat wirklich einmal vom »Freund Hein«, dann nur um zu bezeugen, daß sein Mut größer ist als die Todesfurcht. Denn im Tode einen Freund zu sehen, verbietet ihm schon die Liebe zum Leben und die Treue zu den Kameraden. Der Tod setzt dem Wirken ein Ende. Darum ist er immer ein Zerstörer. Und keiner, dem seine Tat heilig und wert ist, will freudig seine Pflicht verlassen. Wie groß aber muß die Liebe zur Pflicht sein, wie stark vermag die Treue zu leuchten, wenn der Soldat auf dem Wege zum Ziele den Tod

nicht scheut. Der Soldat blickt dem Feinde des Lebens ins Angesicht und überwindet die Furcht vor ihm.

Durch die Überwindung wächst der Soldat zum eigentlichen Sieger empor. Er steht jenseits der Ängste des Lebens. Das ist seine Freiheit. Es ist Höhenluft, die er atmet.

Und er verachtet die Menschen der Niederung, die aus Angst vor dem Tode keine entscheidende und befreiende Tat wagen. Der Soldat setzt sein Leben nicht sinnlos aufs Spiel, dazu ist der Einsatz zu hoch – er ist einmalig! Der Soldat aber weiß auch, daß die Lose, die das Schicksal verteilt, wahllos sind. Es gibt nichts Ungerechteres als den Tod, der oft den Greis verschmäht, um den Jüngling zu fällen. Aber daß der Soldat nicht über den Sinn oder das Verhängnis seines Schicksals grübelt, sondern unbeschwert im Sturmlauf die Entscheidung herbeiführt, ist seine Größe, seine Erhabenheit, die jenseits der ängstlichen Klügelei des Alltags steht.

»... Darf nicht hör'n groß Wehklagen!« Wenn wir vor den Gräbern unserer gefallenen Kameraden stehen, empfinden wir den Auftrag, den Kampf, den Vernichtungswillen, die Siegeshoffnung der Gefallenen als Erbe und Vermächtnis mit uns zu nehmen in die Entscheidungen, die vor uns liegen.

Und das schönste Gebet, das ein Soldat am Grabe des toten Kameraden sprechen kann, heißt:

»Du kannst dich auf mich verlassen!«

Denn das ist ja die heiligste Aufgabe der kriegerischen

Wirklichkeit, die große Änderung in die Welt zu tragen. Die Welt des Opfers würdig zu machen dadurch, daß die Ordnung, das bessere, gerechtere Leben, für das die Soldaten starben, heraufgeführt wird. Und die toten Soldaten sprechen die eindringlichste Sprache, die Sprache der ehernen Pflicht, die zur Erfüllung ruft. Von Soldatengräbern geht eine Mahnung aus, die das Herz des Volkes mit unruhiger Sehnsucht erfüllt: den Sieg zu erringen, der das Opfer mit dem heiligen Ja krönt. Des Opfers wert zu sein, ist die Bewährung der Erben.

Das deutsche Volk feiert seinen Heldengedenktag bewußt dann, wenn Frühlingswinde über die Gräber wehen, wenn aus Altem nach dem ewigen Gesetz des Alls Neues wird. Denn die gefallen sind, starben für das Leben. Kein müdes, verzweifeltes Umsonst klagt über den Hügeln. Warum pflegten wir Salven über die Gräber zu schießen? Doch nur, um das Zeugnis abzulegen: Euer Kampf, ihr toten Kameraden, geht durch uns weiter zum Siege, vernichtend, zermalmend, brescheschlagend, zukunftverheißend, dem Volke die Ewigkeit erringend!

Pflicht und Gewissen

Neunzehntel des Krieges bestehen aus Dreck, aus Warten, Warten, Warten . . .

Aber das zehnte Zehntel – Gefahr, Einsatz, Überwindung – ist das Salz der Erde, das das tägliche Brot des Mannes würzt.

Soldatenhumor?!

Er hat nicht das Geringste zu tun mit den üblichen dummen Redensarten, den blöden Possen und den geistlosen Kasernenhofblüten. Er ist auch niemals »Literatur« geworden, ebensowenig wie er sich zum Nacherzählen eignet.

Er ist das belustigte, grimme Auflachen von Männern, die durch die größten Erschütterungen gegangen sind und das Recht haben, dem Tod kameradschaftlich auf die Schulter zu klopfen.

Die enge Nachbarschaft mit Tod und Gefahr läßt den Soldaten den Fragen des Lebens und Sterbens gegenüber zwar nicht gleichgültig, wohl aber einfach und ruhig werden. Seine Gelassenheit wird häufig – sehr zu Unrecht – mit »Gefühlslosigkeit« verwechselt. Der Krieger ist der deutsche Mensch, der wesentlich wurde!

Die einzige erregende Furcht, die der Soldat empfindet, ist die, wegen eines Versagens von seinen Kameraden verachtet werden zu können. Ihre Achtung durch den Beweis seiner Tüchtigkeit errungen zu haben, ist seine höchste Befriedigung. Der Soldat kennt

den engen Begriff der privaten bürgerlichen Ehre nicht mehr, er sucht in seiner Treue die Ehre der Nation.

Im Alltag der Pflicht, der sich fern der Öffentlichkeit abspielt, der keine Orden vergibt und keine Belobigungen ausspricht, erweist sich die wirkliche Haltung des Soldaten.

Der Herr des Krieges ist der denkende und wissende, der politische Soldat.

Der Spießbürger zerbricht an der Brutalität der Erscheinungen des Krieges.

Aber auch der sture Landsknecht steht ihm fassungslos gegenüber.

Die Vereinfachung des Lebens, zu der der Soldat im Kriege nicht etwa erzogen wird, die vielmehr als zwingende Forderung vor ihm steht und ihn ergreift, ist der wahre Jungbrunnen des Volkes, der körperliche und – was wesentlicher ist – zugleich der seelische.

Disziplin und Drill halten eine soldatische Gemeinschaft zusammen.

Autorität ist das Rückgrat des Befehls.

So wichtig alle diese Forderungen auch sind, sie werden überstrahlt von der Größe der persönlichen Überwindung, die der Soldat aufbringt, wenn er sich im gefährlichen Augenblick zur Tat emporreißt.

In solchen Augenblicken wächst er zum Krieger empor, zum bewußten Träger der Ehre seines Volkes.

Das in der Gefahr geläuterte Kriegertum ist das wache Gewissen der Nation; es trägt den Frontgeist in die Heimat und macht ihn zur vorbildlichen und verbindlichen Haltung, zum Lebensideal der Jugend.

Der Soldat weiß um die notwendige völkische Pflicht, daß neben den Gräbern des Krieges die Wiegen jungen Lebens stehen müssen, will sich ein Volk nicht zu Tode siegen!

Das Sterben wird ihm leichter, wenn er daran denken kann, daß sein Blut weiterlebt und daß mit diesem Blut auch alle Sehnsüchte lebendig bleiben.

Kinder sind das schönste Heldengedenken!

Des Reiches Herrlichkeit

Der Wind,
Der über die Felder weht,
Trägt die Lieder der Deutschen
In die Welt.
Und die Sonne,
Die über die Berge strahlt,
Hüllt deutsches Land
In goldenen Glanz.
D e u t s c h l a n d!
Von der Weite
Des ebenen Ostens
Erhebt sich dein Reich
In das Bergland des Südens
Zu Gletschern und Tälern
Und tanzenden Bächen.
Im Norden
Dröhnt und donnert die Brandung
Des ewigen Meeres
Die dämonische Weise der Sehnsucht,
Und im Westen
Zwischen breiten Strömen
Und dunkelschimmernden Kanälen
Breiten sich Wiesen und fruchtbare Äcker.
D e u t s c h l a n d!
Hochöfen und tiefe Schächte,
Pflüge und Hämmer,
Essen und Spaten,
Sie alle singen dein Lied,

Das Lied vom Reich,
Das sich erhob zur Wirklichkeit! –
Und Frauen schreiten
Über die deutsche Erde,
Aufrecht und gläubig.
Mütterliche Erwartung ruht in ihnen.
Sie harren der Stunde
Des ewigen Lebens,
Das sie dem Reiche zu schenken
Sich sehnen.
Und Krieger trotzen
Im Stolz auf die Waffen,
Entscheidung zu bringen,
Des Reiches Herrlichkeit
Unsterbliche Denkmäler
Des Sieges zu schaffen.
D e u t s c h l a n d!
Der Aufstand zur Macht,
Das große Erwachen zur Tat,
Der tapfere Wille zur letzten Entscheidung:
Was gälte die Stunde
Des Schicksals,
Wäre des Führers
Schaffender Geist
Nicht über das Reich
– Die Menschen erfüllend –
Gekommen?

Soldaten gedenken der Mutter

Wir alle haben eine Mutter gehabt,
Die hat mit Tränen uns hinausgeleitet,
Als wir aus ihrer Stille Abschied nahmen.
Wir alle haben eine Mutter gehabt,
Die hat wie schützend ihre Arme ausgebreitet,
Als wir mit unsrer Abschiedskunde zu ihr kamen.
Und heute, wenn wir an die Mutter denken,
Tritt sie ganz fern aus einem Waldesrand
Und winkt und grüßt und ruft
Und trägt ein weißes Tüchlein in der Hand,
Das ganz von ihrer Tränen Naß durchfeuchtet ist.
Doch wenn wir uns den Schleier aus den Augen wischen,
Verweht das Bild vom Waldesrand –
Wir hören hell der Kugeln Todeszischen
Und klammern das Gewehr in unsrer Hand.

Sehnsucht

Viel hundert Kilometer weit
Gehn meine Träume hin
Zu dir, du meiner Seligkeit
Geheime Königin.

Ich sehe dich, ich spreche dich,
Ich fühl dein junges Blut
Und alles ist für dich und mich
So nah, so leicht, so gut.

So manche Stunde gibst du mir,
Da meine Sehnsucht brennt,
So manche Nacht bin ich bei dir,
Die uns die Ferne trennt. –

Und wenn das erste Frührot scheint,
Marschiert schon der Soldat,
Um den die Liebste bitter weint,
Mit ihm sein Kamerad.

Das Reich in Sehnsucht und Wirklichkeit

Solange es überhaupt einen wachen germanischen Instinkt gibt, findet das Reich seinen Ausdruck in der Sehnsucht nach Einheit von Raum und Rasse.

Fern von aller Mystik und unfruchtbaren Romantik hat der germanische Mensch zu allen Jahrhunderten für die harte Wirklichkeit seines Rechtes, für die Verwirklichung seiner Ideen und Sehnsüchte gefochten.

Ideen sind nicht als Zahlen und Daten zu erfassen. Sie steigen aus der Seele eines Volkes auf und werden durch die Leidenschaft der Empfindung, durch die Tat zur Wirklichkeit gestaltet.

Wir kennen heute wohl mehr als zur Genüge die reichlich zweifelhaften Schicksale und mit Wundergeschichten aufgebauschten Berichte jener unheilbringenden zwölf Stämme Israels. Wir wissen in Hellas und Rom Bescheid, aber vom deutschen Kampf um Lebensrecht und völkische Wirklichkeit haben wir bisher sehr wenig vernommen.

Was wissen wir heute schon von Theoderich, jenem gewaltigen germanischen Führer, lange Zeit vor Karl dem Großen, was wissen wir von all den großen Kündern und Sängern deutscher Herrlichkeit, von den Blutzeugen germanischer Freiheit? Ein Dunkel liegt über der Zeit des germanischen Aufbruchs. Allerdings nicht das Dunkel der völkischen Geschichtslosigkeit, der gesichtslosen Anonymität primitiver Urvölker, es ist

vielmehr das grauenvolle Dunkel eines Raumes, in dem gewaltsam alle Lichtquellen zerstört wurden. Eine »objektive Wissenschaft«, volksfeindlichen Mächten hörig, hat selbst die kleinsten Lichtstrahlen der Erinnerung zu löschen versucht, so daß wir heute nur vorsichtig tastend in das Ursprungsland unserer Seele und ihrer Sehnsüchte zurückwandern können.

Ludwig der Fromme, der seinen Zunamen gewiß nicht darum erhalten hat, weil er besonders nachhaltig für deutsche Freiheit gekämpft hatte, zerstörte planmäßig nicht nur die »heidnischen« Kunstwerke, sondern versuchte alles auszurotten, was irgendwie an eine Zeit erinnerte, die bis über Karl den Großen zurückreichte.

Lange Zeit schon vor Karl dem Großen kämpfte Theoderich gegen den großen Widersacher, den Papst, um das völkische Recht und die irdische Berechtigung der großen germanischen Völker: für ihren Raum und für ihre Freiheit!

Er wollte eine Heimat schaffen für die junge Rasse des kriegerischen Nordens, für die tapferen Bezwinger des Balkans und des Mittelmeers, für die trotzigen Männer des Lichts, die zu stolz waren, ihre Kniee vor Göttern und Menschen zu beugen. Das Reich Theoderichs sollte sich ausdehnen von der Küste der Ostsee bis zu den Ländern Nordafrikas. Das war nicht etwa der Traum eines machthungrigen Eroberers, den die Gier trieb; das war vielmehr der klare politische Wille eines aus der Erkenntnis der Lebensnotwendigkeiten seines Volkes die Kraft zu Willen und Tat schöpfenden Staats=

mannes, der den Mut hatte, die totale Macht in seinem Reich zu beanspruchen. Er bestritt dem Papst – der damals stärksten politischen Macht – jedes Recht auf eine Mitregierung, er wollte ein freies Volk in seinem gewaltigen Lande wohnen wissen. Ein Volk, dessen Reich von dieser Welt sein sollte!

Schritt für Schritt gelang ihm die Verwirklichung seiner Pläne und er war nahe am Ziel seines Kampfes, als ein jäher Tod ihn dahinraffte.

In den Mythen und Märchen, in den Liedern, Sagen und Geschichten des Volkes aber stand der König Theoderich wieder auf als Dietrich von Bern, als der ewige Rufer, Künder und Mahner, der – dem ewig wandernden Wotan, dem Schimmelreiter gleich, bei Tage und noch mehr in den raunenden und rauschenden Nächten der weiten Wälder und der endlosen Ebenen – die Seelen der Wachen und Sehnsüchtigen des Volkes nicht zur Ruhe kommen läßt.

Theoderich, der Dietrich von Bern, der zum Inbegriff aller Freiheitssehnsüchte wuchs, nimmt später in sein Bild alle anderen germanischen Heroen und Führer auf. Züge von Wotan, von Arnim und Siegfried finden wir in seinem Antlitz. Er ist der gute Geist im Berge, er ist der getreue Ekkehart; zu ihm bekannten sich alle die Kämpfer und Künder des Reiches von dieser Welt: der Vogelweider, Hutten und Fischart.

Die Sehnsucht nach dem Reich und der Glaube an die endliche Verwirklichung, an Auferstehung und Wiederkehr germanischer Größe durchzieht die Gesänge, die Rufe und selbst das Stammeln der freien Geister des

deutschen Volkes. Das große Leiden für die Freiheit haben die leidenschaftlichen Sucher und Künder unserer Rasse nur noch zu helleren und größeren Flammen zu entfachen vermocht. Aus dieser tiefen Leidenschaft, aus der Dämonie unseres von den finsteren Mächten so gehaßten deutschen Blutes, entstanden sie alle, die großen deutschen Staatsschöpfer, die Heinriche, die Ottos bis hin zum Großen Kurfürsten, zu Friedrich dem Großen, zu Bismarck. Selbst in den Zeiten des finstersten und schmählichsten Verrats ist der Funke der Sehnsucht nie ausgelöscht worden.

Wir Soldaten sehen im Führer den unbeirrbaren, zur letzten Härte entschlossenen und leidenschaftlichen deutschen Menschen, der – über die Jahrhunderte hinweg – alles Erbe und die große Verpflichtung unseres Blutes in seinem gestaltenden Willen auf sich genommen hat und den großen, ewig wachen Befehl der Geschichte unserer Rasse erfüllt: Das große germanische Reich deutscher Nation zu bauen, aus der Ewigkeit unserer herrlichen, durch keine Macht der Finsternis mehr zu verdunkelnden Geschichte, die sich von den Uranfängen der menschlichen Kultur überhaupt herauslesen läßt und sich bis in die Ewigkeit kommender Geschlechter freier deutscher Menschen hinzieht.

Wir Soldaten empfinden das Glück, durch die Tat mit unserem Opfer bei einer Verwirklichung der kühnsten Ideen und der erhebendsten Träume unseres Volkes mit schaffen zu dürfen. Wir verstehen heute, warum unser Volk immer wieder in kriegerische Verwicklungen hineingetrieben wurde: den dunklen Mächten der

Welt ging es darum, das Freiheitsfeuer ein für allemal auszulöschen. Wir aber fühlen uns berufen, der Nacht des Hasses zum Trotz das Leuchten der Sehnsucht in die Welt zu strahlen, und das Reich, für das wir gekämpft und geblutet haben, wird der Hort der wahren Freiheit dieser Welt sein. Es wird unsern Kindern und Enkeln Raum und Ehre geben und von Ewigkeit zu Ewigkeit wachsen, so lange Wachsein und Wissen, Bereitschaft und Treue, beständige und unbestechliche Männer sind, die weder satte Ruhe noch genießerische Behaglichkeit aufkommen lassen. Darum ist es nötig, daß wir Deutschen ein Volk von Kriegern bleiben, denn unser Reich ist ein soldatisches Reich.

Das Gespräch vom Tode

Wir hatten unsere Panzer in den Wald gefahren. Sorgsam tarnten wir sie mit Tannengrün. Dann sahen wir die Waffen durch, ölten hier, entölten dort, prüften noch einmal die Munition und die Magazine, warfen einen Blick durch die Optik und überzeugten uns zum Schluß, daß kein Splint an den Kettenbolzen fehlte. –

Nun hatten wir Zeit, auf den Befehl zum Einsatz zu warten.

Ganz allmählich nur löste sich der dichte Nebel. Feucht und kältend drang er durch Zeltbahn und Übermantel. Wir ließen unsere Gedanken heimwärts wandern zu denen, die unserm Herzen nahe sind.

Und an den Feind dachten wir – und an die nahe Entscheidung!

Der frühe Gesang der Vögel wurde, je heller der Himmel im Osten sich rötete, voller und inniger.

Da fand der eine und der andere von uns das Wort. –

Die Gedanken der Soldaten kreisen zumeist um zwei Pole: um Erinnerung und Erwartung. Und oft ist es so, daß ein wildes Lachen alle trüben Schleier von der Seele reißt, so wie ein Strahl der Sonne den Nebel zerteilt.

Wir sprachen von diesem und jenem Kameraden, den nun der Rasen deckt. Und wenn Soldaten von toten Kameraden sprechen, dann tun sie das nicht mit weh=

klagenden Worten, sondern so, als ob sie von einem sprächen, der nur auf Urlaub gefahren ist und bald zurückerwartet wird.

Kameradschaft ist etwas Gegenwärtiges, das der Tod nicht auslöscht. Und der tote Kamerad marschiert weiter mit seiner Kompanie, durch Polen, hinauf in den Norden, hinein in den Westen, gegen Frankreich, gegen England, überall dorthin, wohin der Befehl die Lebenden führt.

Das Grab ist nur ein Mahnmal dafür, daß das Leben eines Soldaten sich in das Reich der Idee erhob.

Und an allem, was die Kameraden an Schönem und Schwerem erleben, nimmt der tote Soldat teil, weil kein Soldat nur von sich allein denken oder sprechen kann, sondern nur immer von der Gesamtheit seiner Truppe, die eine Erlebniseinheit ist, die Verluste heben kann und aufgefüllt werden darf mit Reserven, ohne daß sie ihren Charakter verliert. Nicht der einzelne Mann verleiht seiner Truppe das Gesicht, sondern das Erlebnis formt ihn im Rahmen der Einheit, gibt seinem Gesicht die Züge der Entbehrung und Bereitschaft, der Überwindung und Hoffnung, der Entschlossenheit und der Härte. Nie offenbart sich die Majestät des Krieges einem einzelnen allein, immer nur einer Gesamtheit von Kameraden. Aber die Wachen und Bewußten unter ihnen werden besonders gepackt und gerüttelt und werden dadurch tiefer in die Offenbarungen des Wesens des Krieges selbst geführt.

Eine der ersten Offenbarungen aber ist, daß der Tod ein edles Antlitz trägt. Daß die Spukgestalt mit Stun-

denglas und Sense eine mittelalterliche Lüge ist. Der Tod kommt zum Soldaten auch nicht als der längst erwartete oder gar ersehnte Erlöser. Aber er ist auch nicht des Soldaten Feind. Vielmehr ist er der große Gegenspieler, mit dem der Soldat um die Entscheidung seines Schicksals würfelt. Ohne Eifer und ohne große Furcht, in der Gelassenheit eines Herzens, das da fragen kann, wenn die Kugeln pfeifen:

Gilt es mir
oder gilt es dir?

Diese Gelassenheit des Herzens ist wahrhaftig keine Stumpfheit, sie erwächst vielmehr aus der Gewißheit jener Erkenntnis, die da sagt, daß das höchste Ziel nur unter dem höchsten Einsatz erreicht wird.

Was ist aber das höchste Ziel anders als die Freiheit?

Die Freiheit wiederum wird nur geboren in den Herzen wehrhafter Menschen, die kraft ihres Willens sich selber und damit die Furcht überwanden.

Wenn dann die Freiheit Gestalt gewinnt, nimmt sie Wohnung in der Mitte tapferer Völker, denen sie die Losung »Volk und Staat, Rasse und Reich« ins Herz brennt.

Schwache Seelen vernehmen die Sprache der Freiheit nicht. Ihnen mangelt auch der Willen, die Losung in der Tat zu gestalten. Allein der Tapfere ist der Befehlsträger der Freiheit!

Er hört die Botschaft und gürtet sein Schwert zur Entscheidungsschlacht. Die Fahne der Freiheit soll auf der höchsten Zinne der Burg dieser Welt gehißt werden!

Die Sprossen der Leitern aber und die Bohlen der Brücken, die über Mauern und Abgründe führen, sind die Leiber der Kameraden, denen der Befehl mehr galt als die Not ihres Herzens.

Der Fallende reicht mit letzter Kraft die Fahne weiter. Von Hand zu Hand wandert sie so, bis eines jungen Morgens sie das Frührot von der Zinne leuchten läßt.

So scheidet auch kein gefallener Soldat aus der Wirklichkeit des Kampfes. Und ebensowenig ist der endliche Sieg allein das Werk der Überlebenden! Befehl und Pflicht verbinden in Erinnerung und Erwartung die Soldaten, die toten und die lebenden, zur Kameradschaft, die unauflöslich ist. Dieses Wissen ist befreiender als das Denken an das Sterben lähmend sein kann.

»Über Gräber vorwärts!«

so sagt ein preußisches Wort.

Der Soldat weiß, daß es kein Aufwärts ohne Gräber gibt und daß alle Friedensapostel, die von einer »Entwicklung«, von einem »Fortschritt ohne Opfer« schwärmen, eitle Narren oder bestochene Verräter und Betrüger sind.

Der Soldat weiß von einem ewigen Leben zu berichten. Sein ewiges Leben aber steht jenseits von Himmel und Hölle. Männer, die vom gleichen Schicksal ergriffen wurden, die in gleicher Pflichterfüllung ihr Leben dahingaben, glauben nicht, daß sie nach dem Tode getrennt werden können, der eine dorthin, der andere hierhin. Sie sind gegenwärtig, solange der Befehl der Freiheit in den Herzen der Menschen eines

Volkes glüht. Sie sind gegenwärtig, solange der Befehl immer wieder Soldaten zu Pflicht und Tat fordert.

Sie sind gegenwärtig in der ewigen Kameradschaft!

+

»Motoren anwerfen! Aufsitzen!«

Das Kommando riß uns aus Worten, die nicht alle ausgesprochen worden waren. Ein gut Teil von ihnen hatten wir nur gedacht. Aus den Türmen der Panzerwagen winkten wir uns zu. Mochte der Befehl kommen:

»Klar zum Gefecht!«

Wir waren bereit!

Das Gespräch vom Frieden

Die Frühlingssonne schien warm genug, daß wir uns – in unsere Mäntel gehüllt – zur Mittagszeit in das dichte Gras einer Wiese betteten, dankbar und wohlig die Glieder streckend.

So lagen wir da: die Arme unter dem Nacken verschränkt, die Augen in den blaugrauen Himmel gerichtet. Die fernen Wolken trugen unsere Gedanken in die Heimat.

Heimat! Uns Soldaten ist sie mehr als ein geographischer Begriff. Mehr auch noch als Vaterhaus und Familie. Heimat ist uns der Inbegriff all dessen, woran unser Herz hängt in Ernst und Freude, in Innigkeit und Herbheit, in Pflicht und Sehnsucht. Und wenn wir von der Heimat sprechen, so gelten unsere Gedanken auch der Zukunft, die einmal, wenn dieser Krieg beendet sein wird, uns die Tore öffnen soll zu einem neuen Land der Tat.

Zukunft sagen wir auch, wenn wir den Frieden meinen.

Denn das Wort Frieden spricht der Soldat, der unter den Waffen steht, nur mit großer Scheu aus.

»Später«, so sprechen wir wohl, ja später. Was wird da alles sein! Und dann denkt der eine an das Mädchen seines Herzens, an Heirat und Familienglück. Der andere träumt vom Beruf, von der Arbeit. Der Dritte denkt wohl daran, daß er vieles später nachzuholen hat, was er – ehe der Krieg ihn rief – einst versäumte.

Als wir zu Beginn des Krieges ins Feld zogen, hatten wir unter dem Eindruck der ersten stürmischen Wochen, unter dem Ansturm der überwältigenden Erlebnisse keinen Raum für das »Später« in unseren Gedanken. Und wenn wir während des langen, harten Winters vom Später sprachen, so dachten wir an die kriegerischen Taten, die uns im Frühling erwarten würden.

Nun aber, da der Frühling kam und mit ihm der deutsche Sieg in Norwegen, nun nimmt das Später in unseren Gedanken wieder festere Umrisse an.

Wir wagen uns in unseren Sehnsüchten bereits an den Tag heran, der Deutschland den Frieden bringt.

Frieden!

Für uns knüpft sich an dieses Wort mehr als das Denken an stolze Siegesfeiern, an fröhliches Wiedersehen. Frieden ist uns die Verpflichtung, all das, was wir in harten Kämpfen erobert haben, nun durch eine noch härtere Arbeit so zu gestalten, daß es ewiger Besitz unseres Volkes wird. Dabei ist nicht das allein von Bedeutung, was erreicht worden ist, vielmehr noch gilt es da zu festigen und zum seelischen Gut der Nation zu machen, was uns als Sehnsucht vorschwebte in den Kämpfen, was uns neuer Ansporn wurde, wenn wir müde zu werden fürchteten: das große, freie Reich aller Deutschen!

Wir waren ausgezogen, um unter der Fahne und dem Befehl des Führers unserer Nation das Lebensrecht zu erkämpfen und unserem Volk die ihm vom Haß der Feinde verwehrte Heimat auf dieser Erde zu schaffen.

Das Bewußtsein, dieser neuen und gerechten Ordnung zu dienen, hat uns immer wieder aus dem soldatischen Alltag in die Höhe der kriegerischen Idee emporgerissen, hat uns während des Kampfes alle Erinnerungen an bürgerliche Geborgenheit, an Geruhsamkeit und Sicherheit verächtlich fortwerfen lassen. – Nun aber, da unser kriegerischer Instinkt uns die Gewißheit eines gewaltigen deutschen Sieges ins Herz gibt, wagen wir Soldaten, deren Stolz der Ruhm ihrer Waffe ist, unsere Gedanken den wandernden Wolken mitzugeben und an die Tage einer neuen großen Pflicht zu denken.

Vor uns liegt das Land der Zukunft. Kein geheimnisvolles Land. Kein Land aufregender Abenteuer. Wohl aber ein weites, offenes Land. Ein Land so hell und blühend wie dieser Frühlingstag. Ein Land voller Kinderlachen. Ein Land, das unsere Fäuste braucht und unseren Willen. Vor allem aber unser Herz.

Wir werden in alle Zeit unseres Lebens Soldaten bleiben. Wir wollen auch nichts anderes sein als Soldaten. Soldaten der Pflicht, der Ehre und der Treue. Männer, die nur eine Sehnsucht kennen: Deutschland.

Und immer werden wir unter Waffen stehen: unter den Waffen der Freiheit, die uns nicht zu Träumern werden lassen, die uns wacher halten denn je. Wenn wir Soldaten »Frieden« denken, so meinen wir die letzte Bereitschaft, unserem Volke die Ewigkeit zu erobern!

Ein Vater sinnt über der Wiege

Wenn ich zu dir in deine Wiege sehe,
lachst du mich an.
Ich und du, wir sind aus einem Blut,
mein Junge.
Du fühlst es, und ich weiß es.
Du magst mir später fluchen
oder mir für deinen Namen danken:
du kannst aus deinem Blute nicht heraus,
mein Junge.
Und du hast kämpferisches Blut.
Du wirst die Schlacht um ihrer Schönheit willen suchen,
und um der Ehre willen wirst du niemals wanken.
Wer weiß, ob du nicht einmal kämpfend über Felder schreitest,
die deines Vaters Blut getrunken haben.
Wenn du dann ein Gedenken mir bereitest
und meinen Namen still mit Blumen schmückst,
brauchst du dich jener Tränen nicht zu schämen,
die du, scheu um dich blickend, schnell zerdrückst.
Vielleicht auch wird ein Kamerad dich neben mir begraben.
Wir beide sind ja Glied der Kette,
die uns von grauer Vorzeit an die Zukunft bindet.
Drum sei Du, mein Junge, wie ich Ich gewesen bin,
daß, wer dich einmal auf dem Schlachtfeld findet,
jener weiß, daß du dem Wir auch wert gewesen bist.

+

Du ballst deine Fäuste, mein Junge?
Recht so!
Der Hand, die sich öffnet,
entgleitet das Schwert.
Offene Hand, mein Junge, ist nicht viel wert
in stürmischen Zeiten.
Schwert und Zügel entgleiten
der offenen Hand.
Drum balle die Fäuste, mein Junge!

Inhalt

Die Werke von Kurt Eggers

Hutten, Roman eines Deutschen	Volkschaft-Verlag
Der junge Hutten	Gustav Weise-Verlag
Der Berg der Rebellen	Schwarzhäupter-Verlag
Herz im Osten	Volkschaft-Verlag
Tausend Jahre Kakeldütt	Schwarzhäupter-Verlag
Tagebuch einer frohen Fahrt	Gustav Weise-Verlag
Hutten, eine Studie	Hanseatische Verlagsanstalt
Der Tanz aus der Reihe	Volkschaft-Verlag

Deutsche Gedichte	Volkschaft-Verlag
Schicksalsbrüder, Gedichte und Gesänge	Volkschaft-Verlag
Sturmsignale, revolutionäre Sprechchöre	Arwed Strauch-Verlag
Der Deutsche Dämon	Schwarzhäupter-Verlag
Ich hab's gewagt, Huttengedichte	Widukind-Verlag
Kamerad, Kriegsgedichte	Schwarzhäupter-Verlag

Vom mutigen Leben und tapferen Sterben	Stalling-Verlag
Die Geburt des Jahrtausends	Schwarzhäupter-Verlag
Die Heimat der Starken	Volkschaft-Verlag
Von der Feindschaft	Volkschaft-Verlag
Das Ketzerbrevier	Volkschaft-Verlag
Der Freiheit wildes Lied	Volkschaft-Verlag
Der Scheiterhaufen	Volkschaft-Verlag
Die kriegerische Revolution	Eher-Verlag
Rom gegen Reich	Nordland-Verlag
Von der Freiheit des Kriegers	Nordland-Verlag
Der Kaiser d. Römer gegen den König d. Juden	Nordland-Verlag
Dunkelmännerbriefe	Schwarzhäupter-Verlag
Huttens Briefe an die deutsche Nation	Schwarzhäupter-Verlag

Ulrich von Hutten, ein Drama	Drei Masken-Verlag
Das Kreuz der Freiheit, ein Schauspiel	Schwarzhäupter-Verlag
Annaberg, ein Spiel	Volkschaft-Verlag
Job, der Deutsche, ein Spiel	Volkschaft-Verlag
Das Große Wandern, ein Thingspiel	Volkschaft-Verlag
Der Gerechte, ein Volksstück	Volkschaft-Verlag
Revolution um Luther, ein Spiel	Arwed Strauch-Verlag
Die Bauern vor Meißen, ein Spiel	Langen-Müller-Verlag
Schüsse bei Krupp, ein Spiel	Hanseatische Verlagsanstalt
Feuer über Deutschland, eine Hutten-Ballade	Stalling-Verlag

Arbeiter, Bauern, Soldaten. Eine Liedsammlung, vertont von Hermann Simon	Litoff-Verlag

DIE JUNGE OSTMARKREIHE

Herausgeber Anton Hadwiger

Band 1: Erich Kernmayr,
Fahne im Sturm

Band 2: Erich Pecher,
Kompanie in Polen

Band 3: Anton Hadwiger,
Volk auf dem Marsch

Band 4: Kurt Mair,
Bergler, Bauern, Kameraden

Band 5: Hugo Armstark,
Panzerjäger in Frankreich

Band 6: Josef Laschober,
Ju 88 über England

Band 7: Anton Haasbauer,
Ruf der Heimat

Band 8: Frank Braun,
Der Kampf ums leere Land

Band 9: Franz Glaser,
Arbeitsmänner vom Trupp 5

SONDERBÄNDE DER JUNGEN OSTMARKREIHE

Edgar Traugott,
Berge der Freiheit

Erich Pecher,
Ein Reiter reitet nach Belgrad

Deutscher Verlag für Jugend und Volk

Gesellschaft m. b. H.

Wien, I., Tiefer Graben 7